

DER TÖDLICHE GESANG DER SIRENEN

Sirenen begleiten den europäischen Menschen seit fast dreitausend Jahren durch die Kulturgeschichte. Zumeist als sinnliche, aber verwerfliche Versuchung

Von Zora del Buono

LANG HINGESTRECKT STÜTZTE sie den Kopf mit den gekreuzten Händen und zeigte ruhig, ganz ohne Scham, die zarten Härchen in den Achselhöhlen, die beiden Brüste, den vollendet geformten Leib. Von ihr stieg ein Geruch auf, ein magischer Geruch nach Meer, nach ganz junger Wollust. Wir waren im Schatten, aber zwanzig Meter von uns entfernt gab sich die Meeresoberfläche der Sonne hin und schäumte vor Lust. Meine fast völlige Nacktheit verbarg meine Erregung nur schlecht.“ So schildert der Autor Giuseppe Tomasi di Lampedusa die Begegnung mit einer Sirene.

Und so kennt man sie, die Sirene. Bezaubernd, mit langem, weichem Haar und kurvenreich, eine Versuchung, ein geheimnisvolles Wesen mit glitzerndem Fischschwanz, das durch seine Schönheit und seinen Liebreiz die Männer betört. Geschaffen, diese zu beglücken.

Alles Unsinn. Oder Projektion. Denn die Sirene war ursprünglich alles andere als liebreizend. Sie war von befremdlicher Gestalt, ein Mischwesen aus Vogel und Mensch, mit scharfen Krallen und geflügelt, auf einem Felsen lauernd. Eine Dämonin, die ins Totenreich begleitet, eine Seherin, nicht einmal eindeutig einem Geschlecht zugeordnet; auch bärtige Sirenen mit maskulinen Zügen kamen vor. Ein Zwitterwesen in vielerlei Sinne.

Als Odysseus die Insel mit den zwei Sirenen passierte, war von deren Schönheit keine Rede. Ihr Aussehen wurde nicht mit einem Wort erwähnt. Denn das, was sie neben ihrem prophetischen Wissen auszeichnete, waren ihre Stimmen.

Der erregte Erzähler in Tomasi di Lampedusas Kurzgeschichte „Die Sirene“ darf auch das erleben: Ihre Stimme „war etwas kehlig, verschleiert, von zahllosen Harmonien tönend; in ihrem Untergrund spürte man die Brandungen der sommerlichen Meere, wenn sie an Felsen aufprallen, das Rauschen der letzten Schaumkronen auf dem Strand, das Wehen der Winde über die im Vollmond glänzenden Wogen. Den Gesang der Sirenen, den gibt es nicht: die Musik, der man nicht entfliehen kann, ist allein die ihrer Stimme.“

Bei Odysseus war das Szenario wesentlich morbider: eine blumige Wiese, darauf verstreut bleiche Schädel und

modernes Männerfleisch, und mitten drin die beiden Sirenen. Mit Tauen an den Mast gebunden, den Matrosen die Ohren mit Wachs verklebt, konnte Odysseus als Einziger auf dem Schiff den Gesang zwar hören und genießen, sich aber nicht aus seinen Fesseln lösen. Denn sonst wäre er den Stimmen übers Wasser gefolgt, um sich ihnen hinzugeben. Das jedoch hätte tödlich geendet. Er überlebte dank dieser List, die im Übrigen nicht seine eigene war, sondern die ihm seine Geliebte, die Zauberin Kirke, in intimer Stunde zugeflüstert hatte.

Im 12. Gesang der Homer zugeschriebenen und wahrscheinlich im 8. Jahrhundert v. Chr. entstandenen Odyssee taucht die Figur der Sirene zum ersten Mal in der Dichtung auf. Davor schwirrte sie aber schon in vielerlei Ausprägungen in der Sagenwelt der Griechen herum; als friedliche Schwester der Musen, als geflügelte Todesbotin, als Rachegöttin mit engem Kontakt zu Persephone, der Herrscherin der Unterwelt.

Sie wird sich im Laufe der nächsten 2700 Jahre immer wieder wandeln, oft das verlieren, was ihr eigentliches Merkmal war: die Stimme. Dafür erhält sie immer häufiger etwas, das ursprünglich unbedeutend war: Schönheit und den verführerischen, eindeutig weiblichen Körper.

- 1 Vasen-Darstellung der Odyssee, um 460 v. Chr.
- 2 Henry James Draper: „Odysseus und die Sirenen“, 1909
- 3 Jacques Patin: Sirenen, aus dem „Ballet Comique de la Reine“, um 1580
- 4 Anonymer Künstler: Vitrine, aus dem 19. Jahrhundert

Die frühen Illustrationen zur Odyssee zeigen jahrhundertlang immer Vogelwesen mit Menschenkopf; aus den ursprünglich zwei Sirenen sind nun meist drei geworden. Mischwesen und Meeresungeheuer gab es in der Antike viele, die schlangenleibige Skylla ist nur eines davon. Das ursprüngliche Landwesen Sirene verschmilzt mit solchen Wasserwesen, und aus dem 1. Jahrhundert nach Christus kennen wir bereits eine Abbildung einer Sirene mit Fischunterleib. Von nun an laufen beide Stränge, Fisch-Frau und Vogel-Frau, parallel. Zu frühchristlicher Zeit erhält die Fisch-Frau dann die Bedeutung, die sie nie mehr verlieren wird: die der sinnlichen und eben deshalb moralisch verwerflichen Versuchung.

Die Kirchenväter konnten sie mit Leichtigkeit in ihre Lehre integrieren: als unkeusche Verführerin der Gläubigen und als Gegenpol zur reinen Jungfrau Maria. Ihre Lasterhaftigkeit wurde dadurch unterstrichen, dass sie Instrumente wie die Flöte in der Hand hielt. Die Fisch-Frau nahm oberhalb ihres Nabels aufreizend weibliche Formen und eine erotische Gestalt an, die sie auch in den folgenden Jahrhunderten nicht verlor und sich in der Vorstellungswelt der Menschen immer mehr verankerte.

Wie enttäuscht muss da Kolumbus gewesen sein, als er auf seiner Fahrt nach Amerika wirkliche Sirenen entdeckte. Sie waren keinesfalls so schön, wie immer

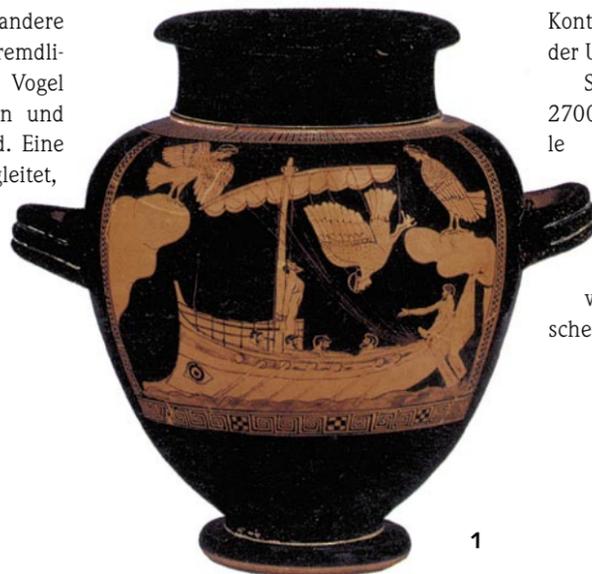


2

3



4



1

erzählt wurde, sie waren mehr als üppig, eher schon fett, ihr Gesicht plump, und singen konnten sie auch nicht. Nur der fischförmige Unterleib entsprach annähernd Kolumbus' Vorstellung. Was ihm da in der nördlichen Karibik entgegenschwamm, war eine Seekuh, ein Manati, wissenschaftliche Bezeichnung: Sirenia.

Benjamin Hederich schrieb 1770 in

Die Mischwesen vereinigen alles in sich: Fratze und Schönheit, Lust und Tod

seinem „Gründlichen mythologischen Lexikon“: „Manche wollen bald besondere Vögel in Indien, bald besondere Fische aus ihnen machen. ...-Am glaublichsten ist es, daß sie berühmte Huren gewesen, welche die Vorbeyreisenden an sich gelockt, und hernach ausgezogen, welches dann der Schiffbruch war, den dergleichen verführte Leute litten.“ Das Bild der Sirene als professionelle Verführerin hat sich gehalten. In Teilen der Deutschschweiz spricht man noch heute von einer „Sirene“ oder einer „Flöte“, wenn eine Hure gemeint ist.

Zu Homers Zeit war sie zwar eine Verlockung, aber sicherlich keine Hure. Für Erotik sind in der Odyssee andere zuständig. Denn der Held ist auch ein Frauenheld, der von ihnen geliebt, unterstützt und verwöhnt wird. Er kämpft in der Fremde nicht nur gegen die stürmische See und finstere Kräfte, sondern lässt es sich durchaus gut gehen. Während zu Hause seine Gattin Penelope unermüdlich webt und zwanzig Jahre lang ein abstinentes Dasein führt, teilt er das Bett mit der Zauberin Kirke. Er zeugt

mit ihr sogar ein Kind; erst nach zwölf Monaten brechen Odysseus und seine Männer auf, ausgeruht und gestärkt von Eros und Wein. Bei der Nymphe Kalypso wird er immerhin sieben Jahre bleiben. Sein Heimweh wächst im Laufe der Zeit, er sitzt oft weinend am Strand und will weg, nach Hause zu Penelope, denn „nicht mehr gefiel ihm die Nymphe; sondern die Nächte wohnte er noch erzwungen bei ihr.“ Kalypso, die ihn ehelichen möchte, muss ihn aber auf Geheiß der Götter endlich freigeben – ganz in weiblich fürsorglicher Zuneigung natürlich. Und, das dann doch, ein letztes Mal „freuten sie sich der Liebe und ruhten nebeneinander“.

Odysseus entgeht also den Gefahren der buhlenden Frauen und Göttinnen, trotz den vielen Gestalten der Mythwelt und besiegt durch seinen Geist die Sirenen. Er stellt sich den dunklen Mächten; er wächst mit und an seiner Geschichte. Mit Geist, Willen und List integriert und verarbeitet er die Mythen und wird so zum „Urbild“ des aufgeklärten, bürgerlichen Individuums. Die Odyssee wird, so schrieben Max



Horkheimer und Theodor W. Adorno, zur Urgeschichte der Subjektivität. Die Sirenen verkörpern all das Animalische, Unbestimmte, Grenzenlose, Triebhafte, das der Held auf seinem Weg dahin überwinden muss.

Aber, und das ist das Entscheidende: Es ist ein Mann, der in der Odyssee diesen Prozess durchläuft. Die Frau, durch die Jahrhunderte hinweg immer wieder auf die Stufe des Tieres gestellt, bekommt die Chance dieser Entwicklung noch lange nicht. Sie kann daran höchstens als ferne Partnerin teilhaben. Und damit wird sie vom Geist fern- und in Naturnähe gehalten. Das macht sie gleichzeitig faszinierend und bedrohlich.

Die Fisch-Frau und die Vogel-Frau vereinigen alles in sich: die Luft und das Meer, die Sphären also, die dem Menschen immer fremd bleiben; die Sehnsucht nach dem symbiotischen Urzustand und die Angst davor, in ebendiesem zurückzufallen. Fratze und Schönheit sind in einem Wesen vereint; der Gesang der Sirenen, der nicht aus Liedern und Strophen, sondern aus zauberhaften Lauten besteht, ist ein weiterer Hinweis auf einen vergangenen, glückseligen Zustand, den der wissende Mensch bekämpfen muss.

Im 20. Jahrhundert hat es immer wieder Versuche gegeben, den Mythos umzudeuten, sich ihm zu entwinden, sich gegen ihn aufzulehnen. Franz Kafka schrieb 1917 einen kurzen Text mit dem Titel „Das Schweigen der Sirenen“. Odysseus wird darin zum kindischen Mann, der sich so über seine List freut, dass er „in unschuldiger Freude über seine Mittelchen“ den Sirenen entgegenfährt. „Nun haben aber die Sirenen eine noch schrecklichere Waffe als ihren Gesang, nämlich ihr Schweigen.“

5 Renée Sintensis: „Sirene“, 1919

6 Arnold Böcklin: „Die Sirenen“, 1874

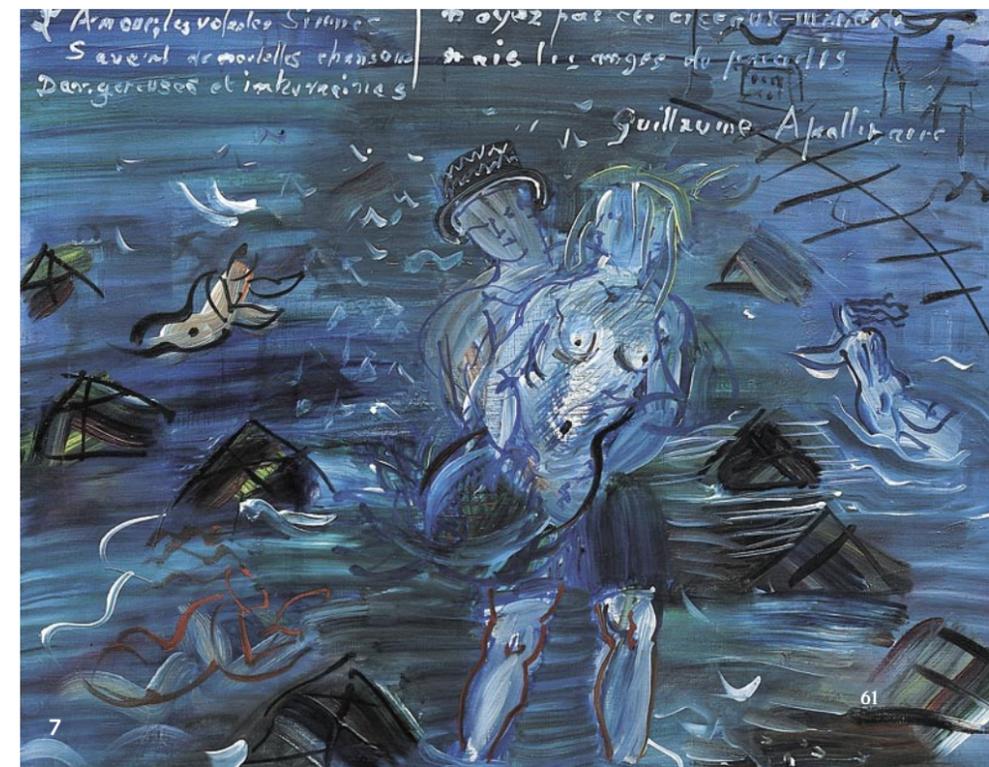
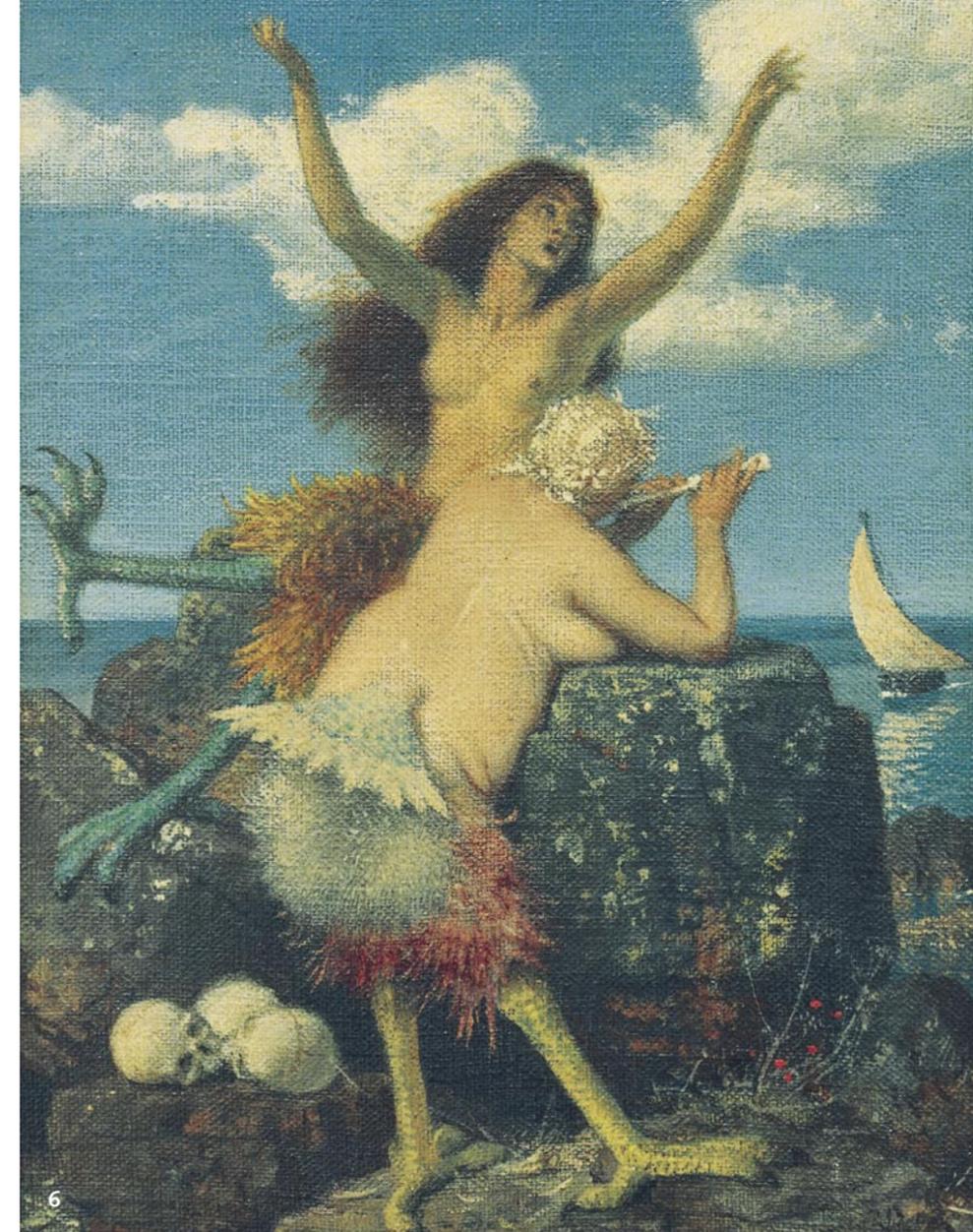
7 Raoul Dufy: „Les Sirènes“ 1925/25, mit einem Gedicht von Apollinaire

Und tatsächlich sangen, als Odysseus kam, diese gewaltigen Sängerinnen nicht, sei es, dass sie glaubten, diesem Gegner könne nur noch das Schweigen beikommen, sei es, dass der Anblick der Glückseligkeit im Gesicht des Odysseus, der an nichts anderes als an Wachs und Ketten dachte, sie allen Gesang vergessen ließ... Sie aber, schöner als jemals, streckten und drehten sich, ließen das schaurige Haar offen im Wind wehn, spannten die Krallen frei auf den Felsen, sie wollten nicht mehr verführen, nur noch den Abglanz vom großen Augenpaar des Odysseus wollten sie so lange als möglich erhaschen.“

So dreht Kafka die Geschichte um: Odysseus wird nicht verführt, sondern zieht die Aufmerksamkeit der Sirenen auf sich und verführt selbst. Im letzten Absatz des Textes eröffnet Kafka noch eine weitere Möglichkeit: Odysseus wusste darum, dass die beiden nicht singen. Sein Sichwinden wäre dann nur ein Hinweis für die Götter und die Sirenen selbst gewesen, dass er sie allesamt durchschaut hat. Damit hätte er die Mythen hinter sich gelassen und sie gar verspottet.

Auch bei Brecht singen sie nicht. In seiner „Berichtigung alter Mythen“ weist er ihnen eine aktivere Rolle zu und schreibt über die Begegnung: „Die von den Ruderern wahrgenommenen geblähten Hälse schimpften aus voller Kehle auf den verdammten, vorsichtigen Provinzler, und unser Held vollführte seine Windungen, weil er sich doch noch zu guter Letzt genierte.“

Ob sie nun sangen, schwiegen oder Odysseus sich nur einbildete, die Verführerinnen sangen, eines haben alle Erzählungen gemein: Der Held überlebt. Aus sirenischer Perspektive gesehen, könnte



man sagen: Diesen einen Mann nahmen sie nicht in den Tod, sondern entließen ihn ins Leben. Warum? Vielleicht war das ja die perfideste Strafe, die sie sich nur ausdenken konnten: nach Jahren aufregenden Männerlebens zurückkehren zu müssen ins sesshafte Dasein, in den Palast und in die Ehe. Vielleicht war das ihre Rache dafür, dass sie ewig sitzen mussten auf

Heute ist sie nur noch die schrille Stimme von Feuerwehr- und Polizeiautos

ihrer Insel, während andere abenteuerlich über die Meere fahren durften.

Eine, die sich auflehnt, ist Ingeborg Bachmanns „Undine“ in der Erzählung „Undine geht“. Die Undine wird erstmals im 16. Jahrhundert von dem Schweizer Arzt Paracelsus als seelenloser Wassergeist beschrieben. Bachmann übernimmt aus der antiken Mythologie ein entscheidendes Moment, das die Undine wieder an ihre Urahnin Sirene annähert: Sie lockt mit ihrer Stimme den verheirateten Mann. Die Männer fahren „ihren Frauen, ihren Kindern treulich übers Haar, schlagen die Zeitung auf, sehen die Rechnungen durch oder drehen das Radio laut auf und hören doch darüber den Muschelton, die Wind-fanfare, und dann noch einmal, später, wenn es dunkel ist in den Häusern, erheben sie sich heimlich, öffnen die Tür, lauschen den Gang hinunter, in den Garten, die Alleen hinunter, und nun hören sie es ganz deutlich: den Schmerzton, den Ruf von weither, die geisterhafte Musik. Komm! Komm! Nur einmal komm!“



8

Bachmanns Undine ist nicht seelenlos, sie liebt, lehnt sich aber gegen die Ehe und deren Folgen auf: „Versucht das nicht mit mir. Mit mir nicht!“ Sie lockt und wirbt, scheitert aber daran, dass der Mann für ein so unfassbares Wesen die bürgerliche Welt nicht verlassen will.

Die vielleicht radikalste Vogel-Frau ist auf dem 1905 entstandenen Bild „Die gesättigte Sirene“ des Malers Gustave Mossa zu sehen. Die klassische Sirene sitzt und wartet, dass ein Schiff vorbeifährt, so wie die Hure sitzt und wartet, dass ein Freier vorbeikommt, oder die Ehefrau webt und wartet, dass der Mann nach Hause zurückkehrt. Mossas Sirene mit dem püppchenhaften Gesicht hingegen hat nicht gewartet. Sie hat sich die Bewohner der Stadt Nizza einverleibt und ist gar schuld am Untergang der ganzen Stadt, von der nur noch Türme aus dem Meer ragen. Sie ist die aktivste aller Sirenen, muss sie sich doch aufgemacht haben und zu der Stadt geflogen sein. Und sie begnügt sich nicht mehr nur mit Männern; sie lässt Frauen, Kinder und Tiere gleich mitsterben.

So wird sie zu einer männermordenden, lesbischen, sodomitischen Päderastin,

die mit eiskaltem Blick und Blutflecken um den kindlichen Mund tief befriedigt dahockt. Wie weit ist sie entfernt von der sexy Fisch-Frau, die gerne in der Werbung eingesetzt wird und sich im öffentlichen Bewusstsein als großbusiges, halbwegs harmloses Pin-up eingepägt hat, das eine Verlockung, aber keine eigentliche Bedrohung mehr ist.

Heute wird der Feminismus durch den Femalismus erweitert, kann sich auf die objektive Untersuchung des Forschungsgegenstandes „Frau“ stützen, und die eigenständig denkende Frau ist durchaus existent. Mythen rücken immer weiter weg, und die damit einhergehende Entfremdung vom Ursprünglichen verstärkt sich. Mythen spielen zwar weiterhin eine Rolle, in der Psychoanalyse, im Märchen oder in der Gedankenwelt der Kinder, aber kaum im täglichen Leben des rational denkenden Menschen. Ein schrilles Überbleibsel der ehemals so betörenden Stimme des Todeswesens ist nur noch in der Feuerwehr- und Polizeisirene zu finden.

Dennoch besteht eine Sehnsucht nach der ursprünglichen Einheit mit der Natur, dem Unfassbaren, dem Animalischen, dem Fremden. Für den Mann bleibt die Frau, die nicht die eigene ist, die Versuchung. Sie ist näher dran an der Lust, weil entfernter von der Pflicht. Seit die wahrhaft abgründige Sirene tot ist, findet sich vielleicht in ihrer kleinen Schwester, der Hure, ein Rest des Mythos. Sie verkörpert – weniger in der Realität als in den Fantasien der Freier – die Idee der anderen Welt, und es umgibt sie nach wie vor eine Aura der Gefährlichkeit.

Der Mann kann die Hure suchen, immerhin. Aber für die –

8 Pichard: Ulysse, um 1985

9 John William Waterhouse:

„Ulysses and the Sirenes“, 1891

10 Gustave Mossa: „La sirène repue“, 1905



9

verheiratete – Frau gestaltet sich die Situation schwieriger. Denn nimmt sie sich, wen und was sie will, muss sie auch heute noch einen hohen Preis bezahlen: die Ausgrenzung aus der Gesellschaft.

Der gealterte Held in Lampedusas Erzählung hingegen wählt die romantischste Lösung: Nach seinem hitzigen Jugenderlebnis mit der schönen Sirene bleibt er dieser ein Leben lang treu und rührt keine andere Frau an. Nie vergisst er, wie sie ihm damals sagte: „Ich habe dich geliebt. Wenn du einmal müde bist, dann brauchst du dich nur über das Meer zu beugen und mich zu rufen; ich werde immer da sein, denn ich bin überall; dein Durst nach Schlaf wird gestillt werden.“ Eines Nachts, auf der Fahrt von Genua nach Neapel, verschwindet der alte Mann spurlos in den dunklen Wogen des Mittelmeeres. ☹



10

Zora del Buono ist mare-Kulturredakteurin und lebt in Berlin. In Heft 21 schrieb sie über das Hotel Atlantis auf den Bahamas